

Sibylle Friedrich

## **Ressourcenorientierte Kooperation im Sozial- und Gesundheitsbereich**

Interprofessionelle Kooperation oder auch kooperative Vernetzung ist ein zwingend notwendiger Bestandteil im Sozial- und Gesundheitsbereich. Man denke beispielsweise an das Konzept des sozialräumlichen Arbeitens (Treff 2002). Oft genug kommt es anstelle von fruchtbarer Zusammenarbeit jedoch zu aufreibender, zermürbender Verantwortungsdiffusion und Lähmungserscheinungen bis hin zu destruktivem Kompetenzgerangel und Konkurrenzkämpfen. Der Ansatz der Ressourcenorientierten Kooperation bietet hier eine Möglichkeit, diesen unerwünschten Nebenwirkungen entgegenzuwirken, um nicht nur die Handlungsfähigkeit der Kooperationspartner wiederherzustellen, sondern vielmehr einen echten Mehrwert in der Zusammenarbeit zu sichern. Die Methoden, die dabei zur Anwendung kommen, gehen Hand in Hand mit einer ressourcenorientierten Grundhaltung; sie transportieren diese Haltung und machen sie erfahrbar. Haltung und methodisches Vorgehen bedingen sich gegenseitig und sind ohne einander nicht vorstellbar. Entwickelt wurde beides für die Arbeit mit Klienten (Friedrich 2010). Bei der Implementierung habe ich jedoch wiederholt die Erfahrung gemacht, dass die in dem Ansatz fortgebildeten praktischer Haltung und Methoden gewinnbringend in hausinterne Teamarbeit und trägerübergreifende Kooperation transferiert haben. Diese Erfahrung, verbunden mit konzeptionellen Gedanken, möchte ich in diesem Beitrag an Sie weitergeben.

Zuvor jedoch einige grundsätzliche Überlegungen zur Ressourcenorientierung: Ressourcenorientierung meint die konsequente, zielgerichtete und selbstverständliche Einbeziehung aller einem Einzelnen, einer Gruppe oder einem System bzw. einer Organisation zur Verfügung stehenden Kraftquellen. Sie steht damit in entschiedenem Gegensatz zur im Sozial- und Gesundheitswesen tief verwurzelten Problem- und Defizitfokussierung. Die Positive Psychologie, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Relevanz einer solchen Haltung wissenschaftlich zu belegen, fragt zu Recht, warum es „wichtiger sei, das Schlimmste und das Schwächste von uns zu verstehen, statt das Beste und Mutigste“ (Maddux et al. 2004, nach Linley & Joseph 2006, nach Reddemann 2008: 217), und hat damit für eine Wende in der Psychotherapie gesorgt. Insbesondere die moderne

